

ORIENTIERUNG

Nr. 18 71. Jahrgang Zürich, 30. September 2007

LIEST MAN HEUTE, ZWANZIG JAHRE nach dem Tode von Pater Mario von Galli SJ (28. September 1987) sein 1970 erschienenenes Buch «Gelebte Zukunft» über Franz von Assisi, so ahnt man sehr bald, warum so viele Leser durch den gleichzeitig leichtfüßigen und nachdenklichen Sprachgestus des Autors hingerissen waren.¹ Ebenso rasch stellt sich aber die Erfahrung ein, daß die Farbigkeit der sprachlichen Bilder und die Eleganz der Formulierungen durch einen lakonischen Ton bestimmt sind, welcher den Leser innerhalb eines Abschnittes plötzlich innehalten und fragen läßt, was der Autor hier gemeint haben könnte.

Ein Blick auf Mario von Galli SJ

Mit einem solchen lakonischen Ton beendet Mario von Galli das letzte Kapitel und damit das ganze Buch «Gelebte Zukunft». Er beginnt diesen Teil seiner Darlegung mit einer scheinbar langatmigen Diskussion darüber, wie der von Franz von Assisi immer wieder gebrauchte Ausdruck «cortesia» in der Fachliteratur übersetzt worden ist: Er nennt die ganze, von den Forschern ins Spiel gebrachte Bandbreite von Vorschlägen von «Höflichkeit» über «Adel», «Ritterlichkeit» und «Liebenswürdigkeit» bis zu «Aufmerksamkeit». Nachdem sich Mario von Galli nach einigen Umwegen für den Ausdruck «Noblesse» als dem geeignetsten entschieden hat («Die Bedeutung jedoch, die er [scil. Franziskus] dem Wort «cortesia» gab, und die Haltung, die ihm zugrunde lag, das von ihm eigentlich Gemeinte, sprengt das feudale Denken.»), wird seine Darstellungsweise immer wortkarger: Er schließt das ganze Buch mit einer Deutung einer Erzählung aus dem Leben von Franz von Assisi, in der über dessen Geduld bei der schmerzhaften Therapie seiner Augenkrankheit durch ein «glühendes Eisen» berichtet wird: «Für Franziskus war die ganze Schöpfung eine Geste der Noblesse (cortesia) Gottes gegenüber dem Menschen. Für uns ist sie Gegenstand unserer Forschung und Mittel, das der Mensch verwendet, um eine bessere Menschheit zu bauen. Beide Haltungen schließen einander nicht aus. Aber wir haben des Poverello Einstellung heute vergessen über dem Hochgefühl unserer Herrschaft und sind damit der Angst verfallen; wir könnten uns von ihr befreien und sie in Hoffnung verwandeln mit Franz. Damals staunte der Arzt, weil Franz so ruhig und heiter blieb, Franziskus aber sagte zu seinen Brüdern: «Ihr Kleinmütigen, warum seid ihr fortgelaufen, als sie mich brannten? Ich sage euch ganz ehrlich, ich habe überhaupt keinen Schmerz gespürt!»»

Bevor der Autor den Leser mit dieser Passage aus der Lektüre des Buches entläßt, hält er ihn noch für einen Augenblick zurück. Er tut dies nicht mit eigenen Worten, sondern er «leiht» sich sein Schlußwort bei Franz von Assisi, indem er dessen mit «lauter Stimme gesungene(n) letzte(n) Worte», nämlich Psalm 142 aus der Franziskus zugeschriebenen frühitalienischen Fassung übersetzt und zitiert. Durch diese Anordnung von erzählter Geschichte und zitiertem «letztem Wort» deutet Mario von Galli eine von ihm nicht weiter entfaltete Korrespondenz zwischen der in Psalm 142 besungenen Rettung des Menschen aus dem Kerker mit der Geschichte der Überwindung der Angst vor der Augenoperation durch ein glühendes Eisen an. Durch diese Doppelung der Motive verstärkt er die Lakonie des Schlusses. In beiden Texten wird zwar von einer Rettung berichtet, aber der Bericht über die Heilung des Franziskus und das Psalmenzitat, mit dem Mario von Galli das Buch abschließt, schweigen darüber, wie die Rettung zustande gekommen ist.

Nach dem Erscheinen von «Gelebte Zukunft» sprachen viele Zeitgenossen und Leser Mario von Galli von dessen «franziskanischer Denkweise». Damit meinten sie zu Recht, daß ihm mit diesem Buch eine Darstellung von Franz von Assisi gelungen war, die dessen Aktualität für die Gegenwart eindringlich zu verdeutlichen vermochte. Sie hatten auch recht, wenn sie damit ihren Eindruck wiedergaben, Mario von Galli lege in diesem Buch eine Verarbeitung seiner Erfahrungen als Berichterstatter am Zweiten Vatikanischen Konzil und eine produktive Re-Lektüre von dessen Beschlüssen vor, indem er die vom

ZEITGESCHICHTE

Ein Blick auf Mario von Galli SJ: Zwanzig Jahre nach seinem Tod am 28. September 1987 – Ein hinreißend geschriebenes Buch über Franz von Assisi – Die Lakonie des Schlusses – Zur «franziskanischen Denkweise» – Rhetorik für eine demokratische Öffentlichkeit – Berichterstatter vom Zweiten Vatikanischen Konzil – «Briefe aus Rom» – An den Grenzen der Darstellbarkeit.

Nikolaus Klein

THEOLOGIE/RELIGION

Gibt es «das» christliche Gottesbild? Vom Streit um den wahren Gottesnamen, von Schwierigkeiten mit traditionellen Bildern und von Neu-Entdeckungen – Perspektiven auf die Wirklichkeit – Zur Debatte über das christlich-jüdische Gottesbild – Die Spannung zwischen Textgerechtigkeit und Adressatengerechtigkeit – Aus Gesprächen mit Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter, Bischof Joachim Wanke, Helen Schüngel-Straumann und Hanna Strack – Männlich fixiertes Gottesbild – Die Herausforderung der feministischen Theologie – Weibliche und mütterliche Gottesbilder – Keine Festlegungen – Wenn der Mensch nach Gott schreit – Von Gott schweigen – Nicht-personale Gottesbilder – Der Freund und der Meister – Prägende Bilder aus der eigenen Biographie – Bilder aus der Natur – Bilder aus dem politischen und gesellschaftlichen Erfahrungsraum – Persönliche Gotteserfahrung – Religiöse Erfahrungen – Erfahrungen mit menschlichen Beziehungen – Die Entdeckung der Weite biblischer Gottesbilder.

Johanna Jäger-Sommer, Saarbrücken

ZWISCHENRUF

Erfahrungen als Jugendseelsorger: Abschied in Bremgarten, 10. Juni 2007 – Wie entsteht in einer Pfarrei ein jugendfreundliches Milieu? – Erinnerungen an geglückte Gespräche – Vom Verlust der Attraktivität des Christentums – Offene Fragen an die Kirche – Von der Scham als Christ zu leben – Drei Strategien der Bewältigung.

Thomas Philipp, Bern

LITERATUR/RELIGION

«... mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität ...»: Religion und Konfession im literarischen Werk Ralf Rothmanns – Aufwachsen in den sechziger und siebziger Jahren – Prägende Jugend im Ruhrgebiet – An filmischer Erzählweise orientiert – Verwendung religiöser Motive – Eine Vielzahl von Figurenperspektiven – Schilderung einer «neuen Religiosität» – Der Gedichtband «Gebet in Ruinen» – Assoziationen an den Vater – Spannung durch oppositionelle Bilder – Spuren katholischer Prägung – Hinwendung zu kurzen erzählenden Texten – Einbruch des Numinosen in den Alltag – Transzendenzerfahrung als Stilprinzip – Thematische Anlehnung an biblische Motive, Stoffe und Sprachformen.

Georg Langenhorst, Augsburg

Konzil nicht hinreichend behandelten Themen von der Kirche der Armen und von der Verpflichtung zum Frieden zu zentralen Themen seiner Darstellung mache. Aber was beim Gebrauch der Redewendung von der «franziskanischen Denkweise» leicht übersehen wird, ist die Tatsache, daß sich der Autor Mario von Galli konsequent einer direkten Identifikation mit dem Thema seines Buches entzieht. Unmißverständlich deutlich wird diese Schreibhaltung in der oben beschriebenen Lakonie des Buchschlusses. Auf diese Weise hält Mario von Galli eine Leerstelle offen, die es möglich macht, zwischen dem Berichteten und dem Bericht zu unterscheiden.

Nun ist es ein Kennzeichen einer Rhetorik innerhalb einer sich selbst aufklärenden demokratischen Öffentlichkeit, daß der Redner «seine Karten offen auf den Tisch legt», d.h. den Zuhörern die Möglichkeit gibt, dem vorgetragenen Gedankengang zu folgen, indem diese ihn bereits im Moment des Zuhörens prüfen können. Nicht nur das Buch «Gelebte Zukunft», sondern alle Texte Mario von Gallis leben von diesem rhetorischen Impuls, und sie verleugnen nicht, daß seine ersten grundlegenden Erfahrungen, die er als Theologe machte, die eines Predigers und Redners waren. Nach dem Abschluß seiner philosophischen und theologischen Studien in Pullach und Valkenburg wurde er 1934 Mitglied in einer kleinen Gruppe von Jesuiten, die in den Diözesen Süddeutschlands als Prediger und Redner die öffentliche Auseinandersetzung mit den ideologischen Grundlagen der NSDAP, vor allem mit Alfred Rosenbergs «Mythus des 20. Jahrhunderts» führten. Aus dieser Zeit stammten seine ersten Erfahrungen, welche Wirkungen er mit seinen Worten auf seine Zuhörer auszuüben vermochte, und gleichzeitig wurde ihm – wie er später mehrfach bekannte – beim Hören der Reden Adolf Hitlers bewußt, welche manipulierende Wirkung ein Redner auf seine Zuhörer haben kann. Er habe oft keine andere Möglichkeit dieser Gefahr zu entgehen gesehen, als seine eigenen Reden mit «etwas Langweiligem» zu beenden, bemerkte er im hohen Alter zu diesen Erfahrungen. 1935 mit Redeverbot belegt, wurde Mario von Galli als österreichischer Staatsbürger noch im gleichen Jahr aus dem Deutschen Reich ausgewiesen und kam dann in die Schweiz. Als er auch dort als Ausländer keine Arbeiterlaubnis und mit Berufung auf das Jesuitenverbot in der Schweizerischen Bundesverfassung Redeverbot erhielt, hat er in Zürich die «Apologetischen Blätter» (die spätere «Orientierung») mitbegründet. Während der Zeit des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz nur geduldet, mußte er diese 1946 verlassen, konnte aber 1949 wieder zurückkehren. Er lebte und arbeitete bis zu seinem Tode in Zürich.²

Der sprachliche Gestus der Verknappung, des «Langweiligwerdens», der Lakonie ist ein komplexer, und er hat eine paradoxe Wirkung. Ist es sein erklärtes Ziel, die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf das behandelte Thema zu lenken, so provoziert er unweigerlich das Interesse für den Redner. Wenn der Zuhörer zu fragen beginnt: Was meint der Redner? Was steckt hinter seiner Formulierung?, beginnt er sich auf die Person des Redners zu konzentrieren. Er tut es um so beharrlicher, je mehr sich der Redner dem Zuhörer zu entziehen versucht. In dieser dilemmatischen Situation bleibt ihm nur die Gratwanderung, ob er die Balance halten kann, hängt davon ab, wie weit es ihm während des Sprechens gelingt, auf die Reaktionen des Publikums einzugehen, sich zurückzunehmen, wenn es notwendig ist, oder die Aufmerksamkeit des Publikums ausdrücklich auf sich zu lenken, wenn es der behandelten Sache dient. Mario von Galli konnte als Redner auf den Charme seiner Stimme, die suggestive Kraft seiner Gesichtszüge und seiner Gesten setzen, aber am Ende waren es auch bei ihm die (geglückten) sprachlichen Formulierung, die darüber entschieden, ob er seine Zuhörer anzusprechen vermochte. Deshalb griff er in seinen Reden immer wieder auf das Mittel zurück, mit Worten sich selber – seine Fragen, seine Zweifel, seine Hoffnungen und seine Gefühle – ausdrücklich ins Spiel zu bringen.

Dieser sprachliche Gestus, der von der Lebendigkeit des gesprochenen Wortes lebt, prägt auch die Publikationen von Mario von Galli. Dabei wußte er in seiner Berichterstattung bei Fernsehen,

Rundfunk und in der Presse zwischen den einzelnen literarischen Formen präzise zu unterscheiden. Aus seiner Tätigkeit als Journalist am Zweiten Vatikanischen Konzil ragen die zwanzig Berichte, die er regelmäßig von 1963 bis 1966 in der «Orientierung» in der Form eines «Briefes aus Rom» veröffentlichte, heraus.³ In diesen Texten gelang es ihm, durch die immer wieder ins Spiel gebrachte direkte Anrede den Leser wie einen unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen an den berichteten Vorgängen teilnehmen zu lassen. Nur einmal und für einen kurzen Augenblick hat Mario von Galli die gewohnte Schreibweise durchbrochen. Seinem «Brief aus Rom» vom 30. November 1964 stellte er die Tagebucheinträge vom 21. und 22. November 1964 voran.⁴ Er entschuldigte sich zwar gleich danach, etwas so Privates wie eine Tagebuchnotiz veröffentlicht zu haben, begründete aber diesen Ausnahmefall mit dem Hinweis: «Ein Konzil ist ein Schauspiel, gewiß. Es ist aber auch und zugleich ein sehr innerliches Geschehen. Das zweite ist im Grund wichtiger als das erste. Das Schauspiel ist ein Zeichen; das Zeichen bedarf der deutenden Worte, sonst kann es völlig mißverstanden werden.» Man spürt, daß Mario von Galli die Sorge bewegte, die bisher erfolgreiche Form des «Briefes aus Rom» würde nicht ausreichen, um über die für das Konzil schwierigste Krisenperiode vom November 1964 angemessen zu berichten. So fügte er die zwei Tagebucheinträge wie einen Kommentar zum eigenen Text bei. Es sind Notizen, in denen der Schreibende zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankt und in denen er einen Prozeß geistlicher Unterscheidung festhält, wie er für sich selber dieser kritischen Phase des Konzils einen Sinn geben und wie er sachgemäß über sie berichten könne. Man kann in dieser Verfahrensweise aus dem Jahre 1964 eine Vorwegnahme der Art und Weise sehen, wie er sechs Jahre später das Buch «Gelebte Hoffnung» beenden wird. Nicht erst im Jahre 1970, sondern schon 1964 zitiert er einen Text – in diesem Falle ist es sogar ein von ihm verfaßter Text, den er wie einen ihm vorgegebenen fremden Text liest –, wo er an die Grenzen seiner sprachlichen Gestaltungsmöglichkeiten stößt. Diese diskrete Form des Eingeständnisses des eigenen Unvermögens ist vermutlich die subtilste Form der Begegnung, die einem Redner mit seinem Zuhörer, einem Autor mit seinem Leser möglich ist.

Nikolaus Klein

¹ Mario von Galli, *Gelebte Zukunft*. Franz von Assisi. Mit Farbphotos von Dennis Stock. Luzern und Frankfurt/M. 1970 zitiert wird nach der Lizenzausgabe der Herder-Buchgemeinde, 1971, die am Schluß Psalm 142 im Unterschied zur Erstausgabe anfügt.

² Es liegt bisher keine, aus den Quellen erarbeitete Biographie über Mario von Galli vor. Dies liegt zum Teil auch daran, daß eine systematische Erschließung der Quellen bisher nur partiell erfolgt ist. Zu bedauern ist dies vor allem im Blick auf die Jahre von 1934 bis 1959, welche durch die öffentliche Diskussion, die Urs Altermatt mit seiner Studie «Katholizismus und Antisemitismus» (Frauenfeld-Stuttgart-Wien 1999; vgl. Carl Holenstein, In die verbundenen Augen sehen, in: *Orientierung* 64 [2000], 31-35) über die Identität von Mario von Galli als Autor der unter dem Pseudonym Andreas Amsee veröffentlichten Studie «Die Judenfrage» (Luzern 1939) aufgelöst hat, zum Gegenstand zeitgeschichtlicher Forschung geworden sind. Die bisher differenzierteste Analyse von «Die Judenfrage» im Kontext ihrer «katholischen» Vorgeschichte hat Clemens Thoma vorgelegt (Die katholische Weltkirche und der Rassenantisemitismus 1900-1939, in: Aram Mattioli, Hrsg., *Antisemitismus in der Schweiz 1848-1960*. Zürich 1998, 445-463). Ungeklärt ist bis heute nicht nur, warum Mario von Galli «Die Judenfrage» unter einem Pseudonym veröffentlicht hat, sondern auch, wie er mit dem gewählten Pseudonym umging. Die in diesem Zusammenhang von Carl Holenstein zu Recht gestellten Fragen zur Pragmatik des Pseudonyms (a.a.O., 34f.) konnten bisher nicht beantwortet werden.

³ Neben den «Briefen aus Rom» publizierte Mario von Galli zusammen mit dem Photographen Bernhard Moosbrugger je einen Berichtband zu den vier Konzilsessionen (Band 1-4, Olten 1963-1966) und den Bildband «Das Konzil und seine Folgen» (Luzern und Frankfurt/M. 1967); 1966 zusammen mit Otto Baumhauer unter der wissenschaftlichen Betreuung von Karl Rahner mit eingeladenen Autoren eine 13-teilige Fernsehreihe beim WDR (Köln), erschienen unter dem Titel «Reformation aus Rom. Die katholische Kirche nach dem Konzil» (Tübingen 1967).

⁴ Mario von Galli, *Brief aus Rom*, in: *Orientierung* 28 (1964), 245-249; vgl. Luis Antonio G. Tagle, Die «schwarze Woche» des Konzils (14. bis 21. November 1964), in: Giuseppe Alberigo, Günther Wassilowsky, Hrsg., *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959-1965)*. Band IV. Die Kirche als Gemeinschaft. September 1964 – September 1965. Mainz und Leuven 2006, 451-530.

Gibt es «das» christliche Gottesbild?

Vom Streit um den wahren Gottesnamen, von Schwierigkeiten mit traditionellen Bildern und von Neu-Entdeckungen

Eine Parabel erzählt von zehn Blinden, denen ein Elefant vorgeführt wurde. Neugierig betasteten sie das riesige Tier: Der eine am Rüssel, der nächste am linken Vorderfuß, wieder andere am Bauch, am Rücken, am Hinterbein, am Schwanz usw. Schließlich gefragt, wie denn ein Elefant beschaffen sei, gerieten sie in Streit – bestand doch der eine darauf, daß er eine lange, flexible Röhre sei, während der nächste beteuerte, es handle sich um eine stabile Säule; andere fuhren dazwischen: «Falsch! Er ist eine raue, haarige Matte», «Nein! Ein hohes Gebirge» oder «Ein dünner Pinsel». Die volle Wirklichkeit des Elefanten zu erfassen, war keiner der Blinden in der Lage.

So scheint es uns Menschen beim Begreifen so mancher Wirklichkeit zu gehen, die unsere eigene enge Perspektive übersteigt. Je grundlegender und umfassender die Wirklichkeit, um so heftiger der Streit, wer denn im Besitz der letztgültigen Wahrheit sei und somit das Definitionsrecht besitze. Für gläubige Menschen heißt die grundlegendste und umfassendste Wirklichkeit «Gott». Der Streit darüber, wer denn Gott sei, mit welchen Namen und Eigenschaften die göttliche Wesenheit zu bezeichnen sei, könnte Bände füllen: Er tobt zwischen Religionen – vor allem den monotheistischen –, zwischen Konfessionen und innerhalb der einzelnen Glaubensgemeinschaften selbst. Welche Gruppe ist die einzig sehende und kann alle anderen der Blindheit überführen?

Textgerecht – adressatengerecht

Die Frage nach dem wahren christlich-jüdischen Gottesbild hat im letzten Jahr besonders innerhalb der evangelischen Kirche des deutschsprachigen Raums zu virulenten Diskussionen geführt. Grund war die am Reformationstag 2006 erschienene «Bibel in gerechter Sprache», deren 52 Übersetzerinnen und Übersetzer sich außer der Textgerechtigkeit folgende Grundprinzipien vorgenommen hatten: Geschlechtergerechtigkeit, Vermeidung von Antijudaismen und das Schärfen des Blicks für soziale Lebensbedingungen. Solche «AdressatInnen-Gerechtigkeit» kann textkonform sein, kann aber auch durchaus mit der angestrebten Textgerechtigkeit kollidieren – ein Grundproblem bei allen Übersetzungen: Wie kann man die Grundaussagen eines Textes in einer anderen Zeit, in einer fremden Sprache und in einem völlig anderen Kulturkreis verständlich machen? Im Fall der neuen Bibel lautet überdies die Frage: Welche sprachlichen Bedingungen des Urtextes gehören jeweils zur Grundaussage oder aber verfälschen sie? Müssen etwa die nach dem Holocaust in Deutschland als antijudaistisch erlebten Stellen bei Matthäus wortwörtlich übernommen werden – wenn gegen «die Juden» polemisiert wird –, oder kann bereits in der Übersetzung – und nicht erst in einer anschließenden exegetischen Deutung – klargemacht werden, daß es sich um einen innerjüdischen Streit verschiedener Gruppen handelt? Ist die Beschränkung auf die in einer patriarchalen Gesellschaft allein angesprochenen bzw. erwähnten Männer auch für eine heutige Übersetzung zwingend? Oder müssen die im Urtext selbstverständlich «mitgemeinten» Frauen – gerade um der Textgerechtigkeit willen! – heute ausdrücklich genannt werden, um den Eindruck zu vermeiden, sie seien damals nicht dabeigewesen und heute ausgeschlossen? Wird eine wortwörtliche Übersetzung der meist männlichen biblischen Gottesbilder dem biblischen Urtext gerecht? Oder verschleiern sie die biblische Aussage von der Gottebenbildlichkeit von Mann und Frau und schafft sich einen männlichen Götzen? Sind die in einer feudalistischen Gesellschaft entstandenen Herrscher-Bilder Gottes auch heute beizubehalten – weil sie nun mal im Text stehen –, oder müssen heutigen Lesern und Leserinnen andere Bilder eröffnet werden, damit sie Gott nicht zusammen mit einer überholten Gesellschaftsform abtun?

Der Versuch des neuen Bibel-Projekts, AdressatInnengerechtigkeit mit Textgerechtigkeit zu vereinen, wurde auf verschiedenen

Ebenen kritisiert: in der Presse, in theologischen Gutachten – zu denen es inzwischen auch Gegen-Gutachten gibt – sowie innerhalb der einzelnen Landeskirchen und im Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Stets wurde dabei der Gegensatz vieler neuer Übersetzungsvorschläge zur Luther-Bibel hervorgehoben und der Vorwurf formuliert, die «Bibel in gerechter Sprache» wolle die Luther-Bibel ersetzen. Das weist die Lübecker Bischöfin *Bärbel Wartenberg-Potter*, selbst Mitglied im Förderbeirat des Bibel-Projekts, zurück: «Das war nicht unsere Intention, sondern es war vielmehr der Versuch, durch eine neue Übersetzung mit genauerer Kenntnis der Bibelwissenschaft die ja ständig revidierten Luther-Bibeln sozusagen noch einmal neu in den Gebrauch des Volkes zu bringen. Von Luther ist der Mut zu lernen, nach vorne zu gehen, auch Kontroversen nicht zu scheuen und aus der Bibel nicht ein Museum zu machen, sondern ein lebendiges Buch, das zu den Menschen spricht, auch in der Sprache ihrer Zeit.»¹

Männlich fixiertes Gottesbild

Am heftigsten wurde von den Gegnern der neuen Übersetzung das Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit angegriffen, vor allem dann, wenn es um die Übertragung des für Juden unaussprechlichen Jahwe-Namens ging. Dieser wurde in der griechischen Übersetzung mit «Kyrios» – und folglich in der Luther-Bibel mit «Herr» – wiedergeben bzw. in Wirklichkeit ersetzt: Denn «Kyrios» ist kein Name, sondern gibt eine Funktion wider. Knapp 7000 Mal wird so in der Bibel von Gott als dem «Herrn» gesprochen. *Bärbel Wartenberg-Potter* kritisiert: «Das ist eine verengte Sicht des Gottesnamens und des Gottesbildes, die natürlich aus der damaligen patriarchalen Gesellschaft stammt. Gott hat kein Geschlecht, aber der «Herr»-Name gibt ihm sozusagen ein Geschlecht. Und dieses Gottesbild ist auch mißbraucht worden als der «Herr», der die Macht der Herren legitimiert. Das ist ganz unbiblisch und verschließt vielen heutigen Menschen den Zugang zu Gott.» Entsprechend gingen die Übersetzerinnen und Übersetzer der «Bibel in gerechter Sprache» einen Schritt zurück und versuchten, für den unaussprechlichen Jahwe-Namen andere Namen zu finden: «der» oder «die Ewige» z.B. oder «der» oder «die Lebendige» – wobei sie jeweils einen Namen wählten und in einer Spalte oberhalb des Textes verschiedene Alternativ-Vorschläge machten, aus denen die Leser und Leserinnen selbst den für sie passenden Namen aussuchen können. Obwohl in mehr als der Hälfte aller Fälle die männliche Form gewählt wurde, war die Öffnung hin zu weiblichen Gottesnamen für die Kritiker doch der größte Stein des Anstoßes, da tatsächlich in der Bibel – außer bei manchen Propheten und in einigen Psalmen und Weisheitsschriften – keine weiblichen Gottesbilder zu finden sind. Stimmt also der Vorwurf, daß hier «feministische Ideologie» statt textgerechter Bibelübersetzung am Werke war? *Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter* sieht das anders: «Ich erinnere daran, daß der Apostel Paulus im Brief an die Galater, im Kapitel 3, Vers 28, einen wichtigen Satz sagt, nämlich daß in Christus nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau ist, sondern wir – wie die neue Bibel übersetzt – «einzig einzig sind in Christus». Diese Formel war nach Auffassung einiger neuerer Exegeten eine Taufformel, mit der sich die Täuflinge auf eine neue Identität in Christus festlegten. In soziologische

¹ Dieses sowie alle im Folgenden nicht ausgewiesenen Zitate von *Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter*, *Bischof Joachim Wanke*, *Helen Schüngel-Straumann* und *Hanna Strack* stammen aus mündlichen Interviews, die ich im Mai und Juni dieses Jahres mit ihnen geführt habe. – Buchveröffentlichungen der Autorin: Abschied vom Männergott. Schöpfungsverantwortung für Frauen und Männer. Catharina Halkes zum 75. Geburtstag. Edition Exodus, Luzern 1995; zusammen mit *Britta Baas*, *Dorothee Sölle* – Eine feurige Wolke in der Nacht. Publik-Forum Extra 2004).

Kategorien übersetzt meint diese Formel, daß Rassismus – Juden und Völker – in der neuen Gemeinde keine Rolle spielen soll, genauso wenig wie Arm und Reich – Sklaven und Herren – oder die Unterschiede zwischen Frau und Mann. Und das entspricht nun ziemlich genau dem, was die «Bibel in gerechter Sprache» als Hauptanliegen herausstellt. Die Theologie hat diese Stelle oft spiritualisiert und nicht ernst genommen. Und an diesen Kernpunkten sind wir ja in der Geschichte zum Teil erheblich gescheitert: Wir haben die Abschaffung der Sklaverei erst im 18./19. Jahrhundert wirklich erlebt. Und was die Gleichheit von Frauen und Männern in der Kirche angeht: Da sind wir nun gerade dabei. Aber die wütenden Reaktionen auf die neue Bibel zeigen ja, daß wir noch weit entfernt sind, auch in der Sprache unserer Frömmigkeit diese Gleichheit ausdrücken zu können. Gott ist ein Gleichmacher, ein Gleichwertig-Macher. Die Differenzen bleiben zwar bestehen, aber sie werden nicht gewertet. Das ist das Wichtige auch an dem neuen Suchen nach Gottes Namen, daß wir aus der patriarchalen Gesellschaft, in der ja auch die anderen Religionen entstanden sind, endlich in ein neues Zeitalter eintreten, das dieser Gleichwertigkeit gerechter wird. Und das muß sich in unserer Sprache der Frömmigkeit und in der Heiligkeit Gottes auch wiederfinden.»

Dieses Anliegen, das christliche Gottesbild aus seiner männlichen Fixierung zu befreien, vertritt bereits seit dreißig Jahren die feministische Theologie. Daß die traditionelle – vorwiegend männliche – Universitäts-Theologie den wissenschaftlichen Dialog mit den feministischen Theologinnen verweigert hat, zeigt sich nun auch zu einem großen Teil an dem Entsetzen und der Häme, die sich über die «Bibel in gerechter Sprache» ergießen. Aber auch ganz unabhängig von der Diskussion um die neue Bibelübersetzung zeigt sich die Dialog-Verweigerung mit den Feministinnen durch den theologisch-amtskirchlichen Mainstream daran, daß sich – trotz vielfacher Appelle – in der Sprache der Liturgie fast nichts bewegt hat, vor allem in der katholischen Kirche. Zwar werden bei den biblischen Lesungen jetzt neben den «Brüdern» auch die «Schwestern» angesprochen, doch sonst blieb alles beim alten – vor allem, was die Gottesnamen und -bilder angeht: «Herr» ist die übliche Anrede, aber auch vom «Himmlichen Herrscher» und «König» ist die Rede. Die im trinitarischen Dogma ausgesagte Dreieinigkeit aus Vater, Sohn und Geist, wie sie im Credo bekannt wird, scheint unverfänglich, ist jedoch für die Gemeinden formelhaft unverständlich – etwa wie die Quadratur des Kreises. Außerdem sind alle drei Namen grammatikalisch männlich, obwohl «der» Geist – über das männliche lateinische «Spiritus», das neutrale griechische «Pneuma» – aus dem weiblichen hebräischen Wort «Ruah» stammt. Hier wäre also – wenn man es denn wollte – durchaus auch in der Liturgie eine Öffnung für ein männlich-weibliches Sprechen von Gott möglich.

Weibliche und mütterliche Gottesbilder

Die katholische Alttestamentlerin *Helen Schüngel-Straumann* hat intensiv über weibliche Gottesbilder in der Bibel geforscht: «Was am häufigsten vorkommt, ist die «Ruah», also «Geistkraft». Das Wort kann auch «Wind» heißen, «Sturm», «Energie», «Vitalität» oder eben auch «Geist» in unserem Sinne. Das ist ein sehr ausgeprägtes Gottesbild. An zahlreichen Stellen tritt «Ruah» ja wirklich an die Stelle Gottes und ist auch in allen Schöpfungstexten bei der Schöpfung dabei: Die «Ruah Elohim», «Gottes Geistkraft», schwebt schon über dem Wasser in Gen 1,2. Und in den Weisheitstexten, in Spr 8 zum Beispiel, kommt es dann als «Weisheit» wieder. Das ist fast parallel: «Geist» und «Weisheit». Diese sehr stark weiblich geprägten Gottesbilder sind nicht nur zwei-, dreimal irgendwo am Rande erwähnt, sondern sie sind wirklich durchgängig an unzähligen Stellen da.» *Helen Schüngel-Straumann* weist darauf hin, daß Israel gerade aus Ehrfurcht vor der Unverfügbarkeit Gottes das göttliche Geheimnis nicht nur mit einem Namen fassen zu können glaubte, sondern viele unterschiedliche Gottesbilder entwickelte, u.a. auch männliche und

weibliche. Aus ihrer wissenschaftlichen Arbeit weiß sie: «Vor allem in Krisenzeiten entstanden neue Gottesbilder, wenn die gängigen Bilder, wie «Richter», «König» oder «Herrscher», nicht mehr tragfähig waren. Es entstanden dann eher mütterliche Bilder, von denen man sich Hilfe oder Trost erwarten konnte. So war es vor allem im Exil, als die Stadt Jerusalem zerstört war und das Volk so gut wie keine Hoffnung mehr hatte. Da hat Deuteroseia diese mütterlichen Bilder hervorgehoben. Aus dieser Zeit stammt auch der häufigste Gebrauch von «Ruah». Bei Ezechiel ist dann «Ruah» die göttliche Kraft, die die total verzweifelten Menschen im Exil wieder zu neuem Glauben und Handeln antreibt (Ez 37).»²

Mit dem Heiligen Geist oder der göttlichen Geistkraft als Teil der Trinität scheint man heute in der Kirche jedoch am wenigsten anfangen zu können. Viel häufiger wird im liturgischen wie im persönlichen Gebet der «Vater» angesprochen. Könnte man – im Wissen um die in der «Ruah» aufscheinende weibliche Seite Gottes – die männliche Fixierung nicht dadurch durchbrechen, daß wir z.B. «Vater und Mutter unser» beten? Der katholische Bischof von Erfurt, *Joachim Wanke*, von Haus aus Bibelwissenschaftler, sieht das skeptisch: «Das biblische Reden hat immer Anteil am Denken und Empfinden einer Zeit, ohne Zweifel. Aber in dieser Bilderbotschaft steckt natürlich auch ein harter Kern, eine Vorgabe, die wir nicht einfach ungestraft beiseite schieben können. Man kann in der Bibel zwar durchaus mütterliche Züge im Gottesbild finden, etwa in der prophetischen Botschaft oder bei den Psalmen. Aber die Vorgabe, Gott als Vater anzureden, wie uns Jesus das gelehrt hat, bringt ein wenig zum Ausdruck, daß in diese Richtung die biblische Botschaft denkt: Vater ist der ganz Andere, der Ursprung des Seins, die wirkliche Transzendenz, während Mutter-Gottheiten in der alten Zeit immer so etwas Hervorfließendes, Pantheistisches hatten, das von der Bibel abgelehnt wird.» Gehört also die Beschränkung auf die Vater-Anrede zu den Unveräußerlichkeiten des christlichen Gottesbildes? *Helen Schüngel-Straumann* sieht das anders: «Der Vater in den Reden Jesu ist nicht dieser patriarchale, herrschaftliche Vater, der straft oder die Kinder sogar schlägt, sondern es ist immer ein sehr guter, verantwortungsbewußter oder sogar – wie in dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn – ein barmherziger Vater. Und das Wort «barmherzig» kommt im Hebräischen von «Rechem», «Mutterschoß». Die Berner Alttestamentlerin *Silvia Schroer* spricht deshalb von der «Mutterschöblichkeit Gottes». Das steckt alles da drin, und das hat Jesus natürlich alles gekannt. Wenn er z.B. sagt, er will die Kinder Israels sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter den Flügeln sammelt, dann hat er auch wieder dieses mütterliche Bild vor Augen. Insofern dürfen wir ruhig sagen: «Vater und Mutter unser» oder auch mal nur «Mutter unser». Das ist alles legitim, verboten ist das nicht.» Während Bischof Wanke in seiner Ablehnung offenbar eher matriachale Mutter-Gottheiten vor Augen hat, wählt die Bibel für das unfaßbare göttliche Geheimnis Bilder aus der konkreten Lebenswelt der Menschen, aus männlichen und weiblichen, mütterlichen und väterlichen Funktionen und Verhaltensweisen aus. Die evangelische Theologin *Hanna Strack* verweist etwa auf Jes 42, wo Gott von sich selbst sagt: «Ich schreie wie eine Gebärende, schnappe nach Luft.» Dazu *Hanna Strack*: «Solche Entdeckungen quer durch die Bibel hängen einfach von dem Blick ab, mit dem man guckt.»

Keine Festlegungen

Obwohl ein solch neuer Blick besonders für Frauen sehr befreiend sein kann, warnt *Strack* doch auch vor der Engführung, Gott nun wieder nur auf Mütterlichkeit zu reduzieren: «Ich liebe eigentlich gar nicht diese familiären Bilder wie Vater und Mutter, sondern mehr die Bilder aus der Natur: Gott, du Quelle des Lebens. Denn ich z.B. habe eine ganz schlechte Erfahrung mit meiner Mutter gehabt: eine Kriegerwitwe, die nie wieder auf eigene

² Näheres dazu in: *Helen Schüngel-Straumann*, *Ruah bewegt die Welt. Gottes schöpferische Lebenskraft in der Krisenzeit des Exils* (Stuttgarter Bibelstudien 151). Stuttgart 1992.

Füße gekommen ist, seelisch.» Auch viele andere haben schlechte Erfahrungen mit ihren Müttern oder Vätern gemacht: Abwesenheit, Verwahrlosung, autoritäre oder manipulative Erziehung, physische oder sexuelle Gewalt. Solche Erfahrungen können die Beziehung zu einer Vater- oder Mutter-Gottheit verfinstern und vergiften. Die Lyrikerin *Carola Moosbach* schreibt aus eigener traumatischer Kindheitserfahrung³:

Kein Vater unser

möchte ich sprechen
und auch nicht vergeben
den Schuldigern

Ach käme doch endlich
Dein Reich Gott
geschähe doch endlich Dein Wille
nicht der meines Vaters
das Kind das gequälte
das ich einmal war
braucht Deinen Schrei
und braucht Deinen Zorn
wie das tägliche Brot
das Brot der Gerechtigkeit
bewahre mich Gott
vor der Scham
der täglichen Schweigeversuchung
schütze mich Gott
vor dem Aufgeben
dem Sterben im Leben

Du bist das Ende
der Ohnmacht
der Grund
meiner Hoffnung
ein Windhauch
des Glücks

Doch gibt es heute auch noch andere Gründe, Festlegungen auf liebgewordene Gottes-Anreden zu überdenken. Aus einem Gedicht, das die jüdische Dichterin *Rose Ausländer* auf dem Hintergrund ihrer Erfahrung des Holocaust geschrieben hat⁴:

Vater unser
nimm zurück deinen Namen
wir wagen nicht
Kinder zu sein

Wie
mit erstickter Stimme
Vater unser sagen
Zitronenstern
an die Stirn genagelt

Vater unser
wir geben dir zurück
deinen Namen
Spiel weiter den Vater
im kinderlosen
luftleeren Himmel

Von Gott schweigen

Die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene «Theologie nach Auschwitz» hatte sich bereits mit der Schwierigkeit des Sprechens von Gott auseinandergesetzt: Wie vom allmächtigen Gott

sprechen oder vom liebenden Vater – nach all dem, was den Menschen seines Volkes angetan worden war? Entweder Gott liebte die Menschen und war nicht allmächtig, sondern mußte die Jüdinnen und Juden wehrlos in den Tod gehen lassen. Oder Gott war allmächtig, aber liebte die Menschen nicht, sondern überließ sie ohne Mitgefühl dem Verderben. Eine der prägnantesten Vertreterinnen dieser Theologie, *Dorothee Sölle*, schrieb: «Was können wir denn von Gott sagen – <danach>? Daß er mit den Leidenden ist, nicht mit den Henkern und nicht mit den Zuschauern. Daß er vergast wurde. Daß ihm niemand helfen konnte, weil wir ihm nicht halfen. Daß wir von seinem Leiden sprechen sollen und nicht von seiner Potenz. Daß er bei den Opfern von Gewalt ist und nicht bei denen, die Gewalt üben. In der Vorstellung von Gott als dem, der die Geschichte lenkt, steckt ein Stück Fatalismus oder Schicksalsglauben. Es war eben Gottes Wille, sagen wir; hätte er es nicht gewollt, wäre es nicht geschehen. Aber das ist eine kindische, herrschaftsgläubige Theologie. Ausschwitz war nicht der Wille Gottes und auch nicht das, was er zuließ. Es geschah nicht in seinem Namen, sondern im Namen des deutschen Volkes. Ich vermute, daß Fatalismus, auch wenn er fromm daherkommt, Solidarität ausschließt.»⁵ Auch Bischof Joachim Wanke rät in dieser Hinsicht zum Umdenken: «Wir haben nach den schrecklichen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts gelernt, auch von Gott zu schweigen. Gerade unsere jüdischen Brüder und Schwestern haben in ihrem schrecklichen Leid nach Gott geschrien. Und die angemessene Antwort auf diese Abgründigkeit menschlicher Bosheit und menschlichen Hasses kann nur oft ein Mit-Schweigen sein, eine große Grundsolidarität. Ich glaube, wir werden auch den Gottesbegriff noch weiten müssen. Er ist nicht der *liebe* Gott, der alles in eine sozusagen harmonische Auflösung bringt, sondern er ist auch der Gott des Buches Hiob – vor dem Hiob sich am Schluß verneigt, den er anbetet, aber letztlich nicht versteht.»

Nicht-personale Gottesbilder

Ein Ausweg aus den Engführungen, die wir heute als moderne Menschen mit traditionellen Gottesbildern erleben, scheint der Gebrauch nicht-personaler Gottesbilder zu sein – wie dies u.a. auch die «Bibel in gerechter Sprache» tut: «Quelle des Lebens» etwa oder «Lebendiges Wasser». Diese Bilder haben tiefe mystische Bedeutung für viele Menschen und überdies den Vorteil, daß sie anstößige Festschreibungen – Männlichkeit, Herrschertum, Allmacht – vermeiden. Sie scheinen die unauslotbare Göttlichkeit Gottes besser anzusprechen. Doch haben sie den Nachteil, daß man im Gebet nur schwer zu solch abstrakten Bildern eine Verbindung aufnehmen kann. Ist Gott ein personales «Du» für uns oder nur ein erahnbarer Horizont? Ist einer irgendwie gearbeteten göttlichen Kraft überhaupt am Menschen gelegen, kann sie lieben? Oder überläßt sie uns der absichtlosen Selektion durch die Evolution? Welche Art Heil und Erlösung können wir von einer nicht-personalen göttlichen Kraft erwarten?

Die christliche Frömmigkeitsgeschichte zeigt, daß Menschen schon immer versucht haben, beides: persönliche wie nicht-personale Gottesbilder, miteinander zu verbinden. Durch den Wechsel vieler verschiedener Bilder wurden sie der unfassbaren Göttlichkeit Gottes eher gerecht und konnten Gott doch – unter immer wieder anderen Namen – ansprechen. Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter hat Gottesnamen aus Bibel und evangelischem Gesangbuch gesammelt⁶:

Gott Du
Unseres Lebens Mitte
Quelle Schatten Fels
Stab Brot Ziel

³ Carola Moosbach, Lobet die Eine. Schweige- und Schreigebete. Matthias Grünewald, Mainz 2000, 73.

⁴ Rose Ausländer, Gedichte. S. Fischer, Frankfurt/M. 2002, 138f.

⁵ Dorothee Sölle, Das Fenster der Verwundbarkeit. Theologisch-politische Texte. Kreuz, Stuttgart 1987, 275.

⁶ Bärbel Wartenberg-Potter, Was tust du, fragt der Engel. Mystik im Alltag. Herder, Freiburg 2004, 188ff.

Morgenstern Feuersäule
Sonne Wolke Licht Glut

Adlers Flügel Gotteslamm
Löwe Panter Bärin Sturm

Wüste Leben Freude Liebe
Hüter Hirte Burg
Vaterherz Mutterherz
Herzog der Frommen
Seelentrost

Ehrenkönig Herzenskönig
Richter Kämpfer Arzt
Gnadenwunder Liebeswunder
Tiefste Weisheit
Schönste Zier
Friedefürst Kriegsmann
Herrscher Schild

achtsam strahlend dunkel licht
treu bewegt tief
abgründig unerbittlich
gnädig stark ungezählt
sehend barmherzig gerecht

Ufer Weite Kreuz
Mitleid Leidenschaft
Meeresstern Hort

sehend stürmisch aufrüttelnd vernichtend
eifernd lebendig
stark wie der Tod

Schönheit Gerechtigkeit
Hunger Durst
Brot Wasser Wein
Schlaf Traum Tränen
ewiges Denken
Kind Mann Frau
Hauch Gedächtnis Wind
Geist

lieblich gewaltig unendlich
verlangend

Todeswolke Todesmacht
Motte Made
Lebenshauch Liebe
Hilfe Heil Geburt

Höhe Kluft Verwehen Weite
Freude Blume Auge Mund
Schweigen Friede Dunkel Wort
Stern Erbarmen Mandelzweig

Blau Rot Grünkraft Gold
Mutter Vater Schwester Bruder
Freund Freundin
Geliebter Löser
Güte Zorn Recht Lied
Himmel Sehnsucht See

Persönliche Gotteserfahrung

Auch heutige Christen und Christinnen leben mit sehr unterschiedlichen Gottesbildern: aus Bibel oder Mystik, mit Vorstellungen eines persönlichen Gottes, einer psychischen Energie oder einer elementaren Kraft: alle jedenfalls mit einem tiefen Bezug zur eigenen Erfahrung. Denn so wichtig die persönliche

Gotteserfahrung den Menschen schon immer war, so viel wichtiger ist sie es heute im Zeitalter des Individualismus, da kirchlich vorgegebene dogmatische Formulierungen nicht mehr als tragfähig erlebt werden. In einer Gruppe meiner eigenen katholischen Kirchengemeinde wurden mir z.B. folgende Bilder genannt: «Herr im Himmel», «der menschenfreundliche Gott», «der Ursprung alles Seins», «der Liebende, der das Leben will», «eine Existenz, die alles umfaßt und zu der ich schon mal «Du» sage, aber die auch wieder keine Person ist», «das Bild von Gott ist nicht etwas Festgeschriebenes, sondern wandelt sich», «dieser Jahwe: «Ich bin, der ich da bin» – auf den ich mich verlassen kann, der so ein Stück Hoffnung gibt, der mir beisteht oder das mir beisteht oder wie auch immer.» Auch Bischof Joachim Wanke hat Gottesbilder, die ihn persönlich tragen: «Die Psalmen-Frömmigkeit ist für mich prägend auch als Geistlicher. Also das Hirtenbild in Psalm 23 begleitet mich auch ganz persönlich. In der Christus-Anrede, da ist es so vielleicht doch das Bild des Freundes, des Meisters – ich denke so an das schöne Bild von Meister *Eckhart*: «Lebe-Meister»: der, der etwas kann, der vorangeht, der Mut macht, daß sein Jünger, sein Schüler ihm folgt. Das sind so prägende Bilder, aus denen heraus dann auch meine ganz persönliche Gottesbeziehung leben kann.» Gegenüber diesen mehr traditionell-innerlichen Bildern sind die Gottesvorstellungen von Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter politischer: «Für mich sind es eher nicht-personale Gottesbilder, also Gott als die Quelle des Lebens zum Beispiel. Das ist für mich der Schlüssel, zu wissen, daß Gott Leben will, gutes Leben, in dem wir einander gerecht werden. Und daß überall, wo das zu sehen ist, dort auch eine Gegenwart Gottes ist, die man dann mit einem Bild oder einem Namen beschreiben kann. Also auch diese Fortsetzung der Schöpfungstätigkeit: Gott als Quelle des zukünftigen Lebens. Dann die Vorstellung und der Name: Gott ist die Gerechtigkeit, Gott ist gerecht, «Sonne der Gerechtigkeit». Das ist ein zentrales Bild, das ja auch in der Bibel in gerechter Sprache zum wesentlichen Leitmotiv wurde, im Sinne von: Gott möchte gerechte Beziehungen des Menschen zu Gott – und Gott schafft sie für den Menschen – und der Menschen unter einander. Einander gerecht werden, auch der Schöpfung gerecht werden – da freue ich mich immer, wenn sozusagen diese Gottsucher-Rute, mit der man durchs Leben geht, ausschlägt und zeigt: Hier ist Gott gegenwärtig, weil hier die Gerechtigkeit Gottes sichtbar wird. Und für mich selber ist die Heilige Ruah als ein Teil der trinitarischen Gottesnamen auch richtig lebendig erfahrbar in meinem Leben. Ich könnte da geradezu von Begegnungen sprechen und von Unmittelbarkeit, von Ergriffensein und von Gestärktwerden in den Momenten, in denen ich die Heilige Ruah, die Heilige Geistkraft, den Heiligen Geist auch spüre.»

Religiöse Erfahrungen

Einen ganz anderen Zugang hat sich die Theologin Hanna Strack zu eigen gemacht. Die Pastorin und langjährige Verlagsleiterin ging nach der deutschen Wiedervereinigung von der Bayerischen Landeskirche in den Osten, nach Schwerin, wo sie vor allem unter nicht kirchlich sozialisierten Menschen lebt. Sie berichtet: «Was mir meine Nachbarin jetzt erzählt hat an konkreten Beispielen, was ich auch zum Beispiel von einer Frau in Rostock oder einer Friseurin in Neu-Brandenburg im persönlichen Gespräch gehört habe, da machen die doch Erfahrungen, die, wie wir theologisch sagen würden, Transzendenz-Erfahrungen sind. Zum Beispiel war eine Frau in Prag, als ihr Sohn nach dem Westen ausreisen wollte. Sie war sehr in Sorge und ist in eine Kirche gegangen. Dort hatte sie, wie sie selbst sagte, ein religiöses Erlebnis. Eine andere hat ihren Vater im Sterben begleitet und hat jeden Abend mit ihm gebetet. Oder eine Frau sagt mir, daß sie jeden Abend dem Schutzengel dankt. Das heißt, hier sind durchaus Begegnungen mit Gott möglich, aber – und das ist das Problem – man kann es nicht so nennen. Das Gottesbild ist also eigentlich auch eine Frage der Sprache.»

Unter religiöser Sprachlosigkeit leiden auch die Katholikinnen und Katholiken, zu denen Bischof Joachim Wanke in Erfurt

predigt. Deshalb vermeidet er religiöses Reden, sondern versucht lieber, ihr eigenes Leben mit ihnen zu deuten. Doch manchmal wählt er auch moderne Einstiege: «Für junge Menschen kann man manchmal wirklich auch Dinge aus dem heutigen Leben nehmen. Ich habe zum Beispiel mal über dieses GPS-System gepredigt, das wir in unseren Autos jetzt benutzen können: diese Leitung und Lenkung vom Himmel her, als ein Bild, als einen katechetischen Einstieg für das, was Gott mit uns macht. Vor allen Dingen, wenn man – das beeindruckt mich am GPS – wirklich mal falsch fährt, dann wird die Stimme nicht böse und grantig, sondern in unendlicher Geduld führt sie uns dann wieder einen neuen Weg.» Ansonsten ist er überzeugt, daß auch bisher kirchenferne Menschen Zugänge zur Gotteserfahrung bekommen: «Manche kommen vom Historischen her, sind sehr interessiert an dem, was einmal war. Das Christliche ist ja manchmal schon so fremd geworden, daß es wieder interessant wird, gerade hier in unseren Regionen. Andere haben diese klassischen Zugänge über das Ästhetische: Kunst und Musik, aber auch Feste und Feier, manche natürlich lebens-biographisch – da sind Zugänge zum Gottesglauben möglich. Manche kommen über das denkende Fragen, das Forschen und Sich-nicht-zufrieden-Geben mit vorschnellen Antworten. Aber als Wichtigstes möchte ich die Erfahrung von Beziehung herausstellen. In guten, glückenden Beziehungen leben zu können, das ist für viele Menschen so etwas wie ein Himmel. «Es ist ein Segen, daß es dich gibt», so sagen Menschen dann zu einander. Und: «Du bist für mich wie der Himmel.» Also Beziehungsebene, das ist etwas, das kann man nicht kaufen, das kann man nicht machen, das muß man sich schenken lassen. Und da ist, glaube ich, ein Zugang gegeben für richtiges, sachgerechtes Erfahren Gottes und die Weise auch gegeben, wie man dann von ihm reden kann.»

Hanna Strack, die Mutter dreier Kinder ist, berichtet von einer Erfahrung, die sie selbst sehr bewegt und sie darauf gebracht hat, auch andere Menschen zu befragen: «Ich war in Schwerin bei einer Hausgeburt in einer kleinen Wohnung dabei: Die Frau lag in einer Badewanne. Ich saß auf dem Klo-Deckel, der zwölfjährige Sohn auf meinem Schoß, die Hebamme kniete neben der Badewanne, und der Vater gab ein feuchtes, kaltes Tuch auf die Stirn der Frau. Und dann habe ich erlebt, wie der Kopf des Kindes aus der Scheide austrat und dann mit unglaublicher Würde in diese Badewanne hineinglitt – man sieht ja den Hinterkopf. Und dann

war das Kind da, und ich war so mitgenommen oder erschüttert oder ergriffen, daß ich erst einmal länger als eine Stunde durch Schwerin gelaufen bin und überhaupt keinen normalen Gedanken fassen konnte, auch nicht Auto fahren. Und da habe ich mir dann gedacht: Das ist doch eine Erfahrung, die mich tief erschüttert. Ist es nicht das, was wir «das Heilige» nennen? Und so ist es mir immer wieder begegnet, daß Mütter, auch Hebammen mir erzählen von dieser Ergriffenheit unter der Geburt, auch Väter, und sie sich z.T. gar nicht getraut haben, das zu erwähnen, weil sie ausgelacht wurden. Oder sie haben das nicht in Sprache fassen können und sind jetzt völlig überrascht, daß ich das benenne als eine Begegnung mit dem Heiligen und sie so ihre eigenen Erfahrungen als eine Gegenwart Gottes verstehen können.»⁷

Was Hanna Strack selbst erfahren und in Befragungen an konkreten Erlebnissen gehört hat, hat sie als Theologin auch in der Bibel wiedergefunden: «Wir kennen ja alle Psalm 23: «Jahwe ist mein Hirte.» Im Psalm davor, Psalm 22, aber wird ein anderes Gottesbild eingeführt. Da heißt es: «Du hast mich aus meiner Mutter Leib gezogen, hast mich gelegt an meiner Mutter Brust.» Ja, was ist das anderes als die Tätigkeit einer Hebamme? Gott im Bild einer Hebamme. Ich denke, man muß nur genauer hinschauen. Und was dann wirklich sehr, sehr bewegend ist: Eben das ist der Psalm, den Jesus am Kreuz gebetet hat, er beginnt mit der Klage: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Jesus als Jude kannte seinen Psalm – d.h., Jesus am Kreuz betet zu Gott im Bild einer Hebamme. Solch ein Reichtum an Bildern in der Bibel ist uns zugedeckt, ist eingeeengt worden. Und es ist wunderbar, diese Weite der Gottesbilder wieder zu entdecken.»

Gott im eigenen Leben in immer neuen Formen und Bildern zu entdecken, ist sicherlich die Chance, die viele Menschen heute wahrnehmen – gleichgültig, ob sie sich als kirchlich bezeichnen oder nicht. Diese Erfahrungen mit den Bildern aus Bibel und Tradition zusammenzubringen, sollte vermehrt Aufgabe der Theologie sein. Vielleicht kann der böse Streit um die «Bibel in gerechter Sprache» hierfür einen positiven Anstoß geben. Denn das für alle Zeiten und für alle Menschen einzig gültige Gottesbild gibt es nicht – höchstens für blinde Sektierer, die glauben, im Besitz der ganzen Wahrheit zu sein. *Johanna Jäger-Sommer, Saarbrücken*

⁷ Weiteres zu diesem Thema: Hanna Strack, Die Frau ist Mit-Schöpferin. Eine Theologie der Geburt. Christel Göttert, Rüsselsheim 2006.

Erfahrungen als Jugendseelsorger

Abschied in Bremgarten, 10. Juni 2007

Wer heute als Seelsorger mit der Jugend unterwegs ist, erfährt, daß es mit vielen bewährten Formen nicht weitergeht. Etwas geht zu Ende und läßt sich auch mit größtem Einsatz nicht mehr beleben. So als bräuchte es ein neues Konzept, einen neuen Ansatz, der neues Leben erweckt. Es ist, wie wenn wir die Begeisterung der Jugendlichen nicht mehr erreichten. In Firmung, Pfadi, Ministrantenarbeit und Jugendtreff lassen sich manche junge Leute gewinnen und machen zuverlässig mit. Aber daß sie Freude fänden an unseren Gottesdiensten, sich dort gern treffen – daß in einer Pfarrei ein jugendliches Milieu entstünde? Es ist mir nur selten gelungen, meine Firmanden nach der Firmung für Projekte zu gewinnen – immerhin half hier und da jemand bei einem Gottesdienst mit, heute spielt Luca mit uns. Unser hübsches Schneewochenende im März. Das ist viel mehr als nichts. Aber von einem Milieu, von einem Treffpunkt, an dem die Sehnsucht und die großen Fragen von allein ein Thema werden – sind wir weit entfernt.

Woran liegt das? Warum ist es für Jugendliche und junge Erwachsene nach der Firmung nicht attraktiver, sich als Christinnen und Christen zu engagieren? Ich vermute, es liegt an den Bildern. In den Medien stellt sich die Kirche in Bildern und Botschaften dar. Sie entstehen ganz überwiegend in Rom. Diese Bilder machen es

den jungen Leuten schwer, zu vermuten, die Kirche hätte etwas mit ihrer Sehnsucht zu tun. Zwar hat der Pazifismus Johannes Pauls II. Eindruck gemacht. Manchem ist die Abfuhr vor Augen geblieben, die George W. Bush sich einhandelte. Der alte Mann in Weiß wirkte souverän: eine moralische Weltmacht. Auch die Gebetstreffen zwischen den Religionen und die Zuneigung Johannes Pauls II. zur Jugend haben Spuren hinterlassen.

Doch so viele Aspekte lassen sich nicht mit den Werten der Zeit verbinden. Zahlreiche junge Frauen akzeptieren nicht, daß die Kirche ausschließlich von Männern geleitet wird. Konfessionelle Rechthaberei antwortet nicht auf die Sehnsucht einer Generation, deren Lösungen im Horizont der Globalisierung bestehen müssen. Wie viel Vertrauen verdient eine Institution, welche die Sexualität anderer reglementieren will, aber ihre eigene nicht in den Griff bekommt? Was bedeuten Bischofsnennungen gegen die Ortskirche und das massive Auftreten solcher Hirten in einer Welt, die auf demokratische Mitverantwortung gebaut ist?

Wer sich dennoch kirchlich engagiert, erfährt sich auf Bilder festgelegt, mit denen er sich nicht identifizieren kann. Er erlebt sich unfreiwillig als Objekt. Wem das widerfährt, der wird von Schamgefühlen überschwemmt. Das ist immer so: Wer sich auf ein Bild festgelegt erfährt, das ihm fremd bleibt, muß sich schämen. In der

Grenzerfahrung der Scham erlebt sich ein Mensch als aufgelöst und ohnmächtig. Scham geht mit Verwirrung einher und isoliert von der Umwelt. Deshalb verstummt, wer beschämt ist.

Wer dennoch religiös leben möchte, muß Wege finden, mit der Beschämung umzugehen. Drei Strategien bieten sich an. Am nächsten liegt die stille Distanzierung von der Kirche und ihren Ritualen: Wer sich schämt, verstummt. Der Glaube zieht sich in die persönliche Intimität zurück. Die zweite Strategie überspielt die Scham durch das Laute und Große. Damit gerät sie freilich in Isolation, was sie in die Nähe der dritten Strategie führt: den Rückzug in die kleine Gruppe der Frommen, die sich von der Welt abgrenzt. Die religiöse Jugendszene in Bern bildet diese Logik ab: Die meisten ziehen sich zurück; eine Minderheit findet sich in den lauten und plakativen Tönen der Freikirchen.

Die Gestalten, welche die religiöse Szene prägen, lassen die Mehrzahl der jungen Leute in einer neuartigen Nacktheit und Armut zurück. Sie bleiben allein mit der Sehnsucht, der Scham schutzlos ausgeliefert. Was sollen sie dem Anpassungsdruck der Medienbilder entgegensetzen? Was dem blinden Leistungsdruck der Ausbildungsgänge? Was den professionell inszenierten Kräften des Konsums, der Erotik, des Geldes? Eine tiefreichende Erfahrung von Armut tritt ins Blickfeld. Sie fordert die jesuanische Option für die Armen heraus.

Was heißt es also, heute Jugendseelsorgerin zu sein? Es heißt, Grenzen zu akzeptieren. Es heißt, trotzdem mit Klugheit und Einsatz die Schritte zu machen, die möglich sind. Es heißt, immer wieder den Rückzug hoffnungsvoller jugendlicher Partner zu erleben. Es heißt, für die Kirche einzustehen, obwohl man sich für

wichtige Entscheidungen ihrer Leitung schämt. Es heißt, sich von Beschämung und der Atmosphäre des Rückzugs möglichst wenig einschüchtern zu lassen. (Ist es eigentlich selbstverständlich, daß in Bern fast keine Kultur der Jugendgottesdienste mehr existiert, und wir das als gegeben hinnehmen?)

Warum sollte ein Mensch da noch Jugendseelsorger werden wollen? Weil es normal ist, daß Christen ihr Leben einsetzen. Vor zwei Generationen hatten in meiner Heimat nicht wenige Kollegen ihr Leben zu riskieren im Angesicht der Nazimörder – warum sollte unsereiner nicht an Schamgefühlen leiden? Wenn der Glaube etwas wert ist, dann ist er auch Leiden wert.

Es ist, als sängen wir unser Lied vor gewaltigen Boxen, vor den riesigen Verstärkern der Medienindustrie. Leider tönt aus diesen Boxen ein anderes Kirchenlied in einer anderen Tonart. Von Rom derart übertönt, haben wir Jugendseelsorgerinnen keine Chance, aus der Defensive herauszukommen. Daß die Stimme Roms verstärkt wird, liegt an der Mediengesellschaft und läßt sich nicht ändern. Aber Melodie und Tonart Roms können und müssen sich ändern, wenn dem Christentum die Mehrheit der jungen Generation nicht gleichgültig ist. Und wenn die Kirche der Zukunft mehr sein will als ein Getto. Die Kirche ist nicht für sich, nicht für ihre Tradition, nicht für ihr Amt da, sondern um dieser Generation Zeugnis einer Hoffnung zu geben: in Bildern und Botschaften, in denen sich die Suche dieser Zeit verstanden erfährt. Die Kirchenleitung ist dafür verantwortlich, daß jungen Menschen der Mediengesellschaft Bilder begegnen, in denen sie ihre Sehnsucht erkennen können. Es wird Zeit, daß sie beginnt, diese Verantwortung wahrzunehmen. *Thomas Philipp, Bern*

«... mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität ...»

Religion und Konfession im literarischen Werk Ralf Rothmanns

«Jesus im Ruhrpott» – unter dieser Überschrift erschien im Herbst 2004 in der «Zeit» eine Besprechung des Romans «Junges Licht» von Ralf Rothmann, die das Buch als «einen schönen und bedeutsamen, einen intelligenten und menschlichen Roman»¹ anpreist. Ralf Rothmann, Jahrgang 1953, zählt inzwischen zu den wichtigsten deutschsprachigen Schriftstellern seiner Generation, vielfach ausgezeichnet, zuletzt etwa mit dem renommierten Wilhelm-Raabe-Literaturpreis (2004), dem Max-Frisch-Preis (2006) oder zuletzt mit dem Erik-Reger-Preis (2007). Daß Religion, daß speziell die Auseinandersetzung mit dem Katholizismus zu einem prägenden Zug seines Werkes würde, war im ersten Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht vorhersehbar. Wenig deutete darauf hin, daß Ralf Rothmann 2003 mit dem «evangelischen Literaturpreis» ausgezeichnet werden sollte, explizit verliehen nur für «Bücher, für die Christen sich einsetzen können». Um so reizvoller, sich auf eine Spurensuche zu begeben, die Ralf Rothmann letztlich als einen der herausragenden Zeugen für einen neuen, unbefangenen und differenzierten Umgang² deutschsprachiger Schriftsteller mit der Gottesfrage, mit Religion, mit konfessioneller Prägung profiliert.

Aufwachsen in den sechziger/siebziger Jahren

Das erste große Themenfeld, bis heute bei Ralf Rothmann immer wieder literarisch produktiv, ist ein Nachzeichnen des Aufwachsens in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Dabei werden autobiographische Erfahrungen aufgegriffen, dann aber zu frei fiktiven Erzählungen und Romanen ausgestaltet. «Die Sachen, die ich schreibe, sind natürlich autobiographisch

getönt»³, bestätigt er in einem seiner seltenen Interviews, um freilich auf dem grundsätzlich fiktionalen Charakter seiner Werke zu bestehen. 1953 in Schleswig geboren, verbrachte Ralf Rothmann die ihn prägende Jugend in Oberhausen im Ruhrgebiet. Der Vater war im Bergbau tätig, Ralf Rothmann selbst schloß nach der Volksschule eine Maurerlehre ab, versuchte sich danach in mehreren Berufen, etwa als Koch, Krankenpfleger oder Drucker. Seit 1976 lebt er eher zurückgezogen als freier Schriftsteller in Berlin, versucht dem Trubel des feuilletonistischen Literaturbetriebs möglichst fernzubleiben. Bekannt wurde Ralf Rothmann zunächst vor allem als Erzähler, der eben dieses Aufwachsen im kleinbürgerlichen oder proletarischen Milieu des Ruhrgebiets der sechziger Jahre schildert.

Die Ralf Rothmanns Bekanntheit begründenden Bildungsromane «Stier» (1991) und «Wäldernacht» (1994) entfalten in aller Anschaulichkeit, Drastik und Härte, stets aber mit mitfühlender Sympathie das Alltagsleben von Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu, geprägt von Einsamkeit, Gruppenzwängen, kleinen Rebellionen und letztlich vergeblichen Ausbruchversuchen. Erzählt werden sie fast durchgängig von einer distanzierten Außenperspektive, von jemandem, der alles konkret miterlebt, ohne doch je tatsächlich ganz dazugehören: «Das Beiseitestehen und Beobachten ist meine Haltung schon seit der Kindheit»⁴, so Ralf Rothmann dazu im Interview. «Milch und Kohle» (2000) – wie alle Romane Ralf Rothmanns an filmischer Erzählweise orientiert, wie sein gesamtes Werk im etablierten Frankfurter Suhrkamp-Verlag publiziert – folgt dieser Erzähltradition, schlägt jedoch den Bogen zurück zur Umwelt der Geburtslandschaft in Schleswig («Milch»). Seit dem Schauspiel «Berlin Blues» (1997) wird vor allem Berlin zum Hauptschauplatz seiner Werke, etwa in «Flieh, mein Freund» (1998) oder «Hitze» (2003).

¹ Ursula März, Jesus im Ruhrpott, in: Die Zeit 16.9.2004.

² Vgl. Georg Langenhorst: «Ich gönne mir das Wort Gott». Renaissance des Religiösen in der Gegenwartsliteratur?, in: Herder Korrespondenz Spezial: Renaissance der Religion. Mode oder Megathema? (Oktober 2006), 55-60; ders.: Katholische Literatur der Gegenwart? Beerungen und Transformationen einer Gattung, in: Zur Debatte 37 (2007), 3, 33-35.

³ Ich sehe keinen Anfang und kein Ende. Gespräch mit Ralf Rothmann, in: Freitag 31 (28.7.2000).

⁴ Ebd.

Daß Ralf Rothmann religiöse Motive verwenden würde, daß ihm in einem Buch über «christliche Literatur» ein Kapitel gewidmet sein würde⁵, war bis vor wenigen Jahren kaum denkbar. In den Beschreibungen der Ruhegebietsjugend tauchten zwar selten auch Anspielungen auf die Kirche auf, aber wenn, dann eher in Form von Karikatur und satirischer Bloßstellung. So kann in «Wäldernacht» (1994) zwar ein katholischer Pfarrer auftreten, aber wie? Der Erzähler schildert einen Gottesdienst mit Behinderten, dem er zufällig beiwohnt: «Pastor Maaßen, mit erhobenen Armen, predigte weniger zu seinen Schäfchen hinunter; die knotigen Finger krumm, Mundwinkel krummer, sprach er ins Unendliche hinauf. (...) Übel klang das schöne Wort in Maaßens Mund. Dieser Stimme zufolge war das Paradies ein Militärgelände, und der anklagende oder gar drohende Unterton seiner Rede hatte mich stets an innere Verliese denken lassen, hallende Folterkeller, in denen ich gequält wurde.»⁶

Die Kirche und ihre Repräsentanten reihen sich so ein in jene halb realistisch, halb karikierend geschilderten Institutionen, Personen und Rahmenbedingungen, die das Aufwachsen in dieser Zeit erschwerten, gegen die man sich emanzipieren, von denen man sich befreien mußte. Sie ist Teil des «mit ideologiekritischem Blick» präsentierten «strukturellen Gewaltpotentials gesellschaftlicher Sozialisationspraxis»⁷, unter dem die Heranwachsenden leiden.

Daß diese Vorgabe jedoch nur eine von mehreren Figurenperspektiven darstellt, wird bei einem sorgsamem Wiederlesen der Frühwerke Ralf Rothmanns deutlich. 1988 war – als zweite Erzählung nach «Messers Schneide» (1986) – «Der Windfisch» erschienen, abermals ein Einblick in das Leben eines jungen Mannes im zeitgenössischen Kontext. Hier aber werden ganz andere Erfahrungen und Assoziationen mit Kirche und Religion aufgerufen. Lohser, der Protagonist, gelangt zufällig in eine Kirche und erinnert sich an die Automatismen aus seiner Kindheit. «Er zündete eine Kerze an, bekreuzigte sich flüchtig und staunte; es war eine Wohltat. Er bekreuzigte sich noch mal. Es blieb eine Wohltat.» Das ist mehr als die Schilderung einer überraschenden Heimkehr in ein wohlthuendes katholisches Ritual. Ralf Rothmann läßt seinen Helden in Figurenrede reflektieren: «Wenn es ihm, dem Liebhaber und Geliebten des Augenscheins, tatsächlich einmal gelang, seine automatische und wohl darum schon fragwürdige Skepsis zum Schweigen zu bringen, wenn er in einem Gottglauben mehr als nur neue, aufgeschreckte Religiosität und panische Besinnung von Verseuchten auf dem Sterbebett sehen konnte, empfand er ihn als gewaltigen Trost, als Kraft, mit der sich alles, selbst das eigene Ende, bestehen ließ.»⁸

Bei aller Skepsis, bei aller stilistischen Distanzierung wird eine überraschende «neue Religiosität» beschrieben, die am tief eingesenkten Kinderglauben anknüpft, ihn verändert und mit der Hoffnung auf Trost und Kraft zur Lebens- und Sterbensbewältigung verbunden wird. Gewiß, auch das ist nur Figurenperspektive, auch das ist nur ein Randmotiv in einer ansonsten ganz eigenständigen Erzählung, aber hier wird ein Motivbündel kurz angedeutet, das später reiche Entfaltung erfahren sollte.

Gebet in Ruinen

Die benannten Spuren blieben in der Wahrnehmung des Rothmannschen Werks weitgehend unbeachtet. Das änderte sich, als im Jahre 2000 völlig überraschend der Gedichtband «Gebet in Ruinen» erschien. Eine doppelte Überraschung: Zunächst die Formwahl, war Ralf Rothmann doch bislang fast ausschließlich als Romancier bekannt, trotz seines Debüts als Lyriker («Kratzer.

⁵ Vgl. Georg Langenhorst, Hrsg., Christliche Literatur für unsere Zeit. Fünfzig Leseempfehlungen. München 2007, 297-301.

⁶ Ralf Rothmann, Wäldernacht. Roman. (1994), Frankfurt/M. 1996, 167. Vgl. dort auch 112-118, die realistisch-satirische Schilderung einer Fronleichnamprozession.

⁷ Andreas Erb, Ralf Rothmann, in: Kritisches Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, 70. Nachlieferung (3/2002), 5.

⁸ Ralf Rothmann, Der Windfisch. Erzählung. (1988), Frankfurt/M. 1994, 19.

Gedichte» 1984). Vor allem aber in der Hinwendung zu explizit religiösen Motiven, die sich in den seitdem folgenden Publikationen fortsetzt.

Fromm-erbauliche Verse darf man nicht erwarten, wenn man zu Ralf Rothmanns Gedichtband «Gebet in Ruinen» greift. Ganz unterschiedliche Texte finden sich hier: formal – von frei-rhythmischen Versen bis zu fast liedhaft Gereimtem; inhaltlich – von Gedichten, die das Scheitern von Liebe umkreisen, zu direkt an Gott oder den «Herrn» gerichteten Klage- oder Bittgebeten; von eindrücklichen Texten, die das Sterben des Vaters reflektieren, zu obszön-drastisch-satirischen Schilderungen eines immer wieder neu angefragten Lebensalltags im Kontext einer Großstadt. Nicht alle Texte, nicht alle Stillagen überzeugen. Auch der Titel des Bandes erweist sich nur für einen Teil der Gedichte als stimmig. Immer wieder finden sich jedoch Anspielungen auf die Bibel, Versatzstücke aus religiösen und kirchlichen Traditionen. In einigen starken Texten zeigt sich die große poetische Gestaltungskraft Ralf Rothmanns. So etwa schreibt er über den «Tod des Vaters»⁹:

Abgebrannt trug ich seine Schuhe, den schwarzen Anzug.
Entfernte Verwandte verwechselten unsere Namen.
Gleich, dachte ich dem Bergmann nach, als sein Sarg
in der Erde verschwand, jetzt bist du unter Tage.
Nach dem Begräbnis schlief ich in seinem Bett und träumte,
dass meine Freundin endlich schwanger sei.
Ich wollte nichts mitnehmen, kein Hemd, kein Foto.
Doch Tage später fuhr ich zurück und holte mir sein
Rasierzeug. Seit er tot ist, wächst mein Bart stärker.

In prägnanter Gedankenlyrik werden wenige Assoziationen an den Vater aufgerufen. Erinnerungen blitzen auf: vom Vater getragene Kleidung, die gelegentliche Namensverwechslung, das Begräbnis, der Schlaf im väterlichen Bett mit dem Wunsch, daß die Lebenslinie weitergehen möge. Gefühle bleiben unbenannt. Schließlich ein einprägsames, deutungsoffenes, zweiteiliges Schlußbild: das Rasierzeug als künftiges Objekt der Erinnerung und der Bart, der nun stärker wächst. Was führt zu diesem verstärkten Wachstum: Die Benutzung des ererbten Rasierzeugs? Das Ableben des Vaters und damit die Sicherheit, endgültig nur noch für sich selbst verantwortlich zu sein?

In einigen Texten werden direkt religiöse Sprachformen beerbt: Psalm, Klage, Segnung, Bitte. Auch nichtchristliche Traditionen (chinesische Religionen, Buddhismus) werden gelegentlich zitiert oder aufgerufen. In «Psalm Meier»¹⁰ – wohl dem überzeugendsten Text der Sammlung – werden derartige Bezüge am deutlichsten gestaltet.

Psalm Meier

Lobe ihn, meine Seele, preise ihn mit aller Kraft,
mit der Faust in der Tasche und dem
Totenschein in der Faust. In deinem kranken Schmuck,
dem Kleid aus Grind und Karzinomen,
lobe den Herrn, bis du am Boden liegst
und nichts mehr tragen kannst. Bis du erfährst,
was uns trägt.

Bedenke, daß du nicht stirbst, meine Seele,
daß alle Winter der Welt in diesem Frühjahr blühen,
versuche nicht, klüger als das Gras zu sein.
Überhöre das Schweigen der Spötter,
laß dich verachten und lache mit: Die ihren Bauch blähen
mit fetten Reden, deinen Jubel buchstabieren und
den Geist verkünden aus dem Feuilleton der Toten,
sie sind bestenfalls bei Verstand.
Ihr Gott ist ein Gefrierfach.

Vergib dir deine früheren Wege,
dein billiges, dreckiges Schaumstoff-Leben,

⁹ Ralf Rothmann, Gebet in Ruinen. Gedichte. Frankfurt/M. 2000, 47.

¹⁰ Ebd., 53.

verzeih dir schnell, meine Seele, denn niemand wird klagen am Ende deiner Zeit, kein Engel wird sagen: Karl Meier, warum bist du nicht Jesus gewesen. Oder wenigstens ein Märtyrer. Aber jeder Halm, jeder Stein, jeder berstende Stern fragt dich schon jetzt: Warum bist du nicht Karl Meier gewesen?

Lobe den Herrn. Lies die verblichene Schrift.
Sieh, wie schön du wirst über den Zeilen, ein Freund der Lieder. Rufe ihn, meine Seele, ruf ihn jetzt.
In jedem «Wo bist du?» sind hundert

«Hier».

Der zeitgenössische Psalm nimmt in der Anrede eine biblische Form auf. Psalm 103 oder 104 etwa beginnen ebenfalls mit den Worten «Lobe Gott, meine Seele». Doch im Gegensatz zu den nicht an bestimmte Sprechpersonen gebundenen biblischen Vorbildern ist dieser Text – wie schon im Titel erkennbar – in Figurenrede verfaßt. «Karl Meier» betet denn auch den Psalm nicht an Gott als personales Gegenüber, sondern als inneres Zwiegespräch mit seiner Seele. In den freirhythmischen reimlosen Versen wird die Situation des Gedichtsprachers deutlich: Hier besinnt sich ein todkranker Mann auf sein zurückklingendes Leben und auf das bevorstehende Sterben. Mit dem «Totenschein in der Faust» und einem Körper voller «Grind und Karzinom» hofft er darauf, daß «du», «meine Seele» «nicht stirbst».

Ist das Ironie? Sarkasmus «mit der Faust in der Tasche»? Ist das «Lobe ihn, meine Seele» Protestrede gegen «den Herrn», der ein Leben sinnlos zugrunde quält bis es am Boden liegt? Anders gefragt: In welchem Ton will dieses Gedicht gelesen sein? Gegen die nicht unmögliche Antwort, hier gehe es tatsächlich um eine sarkastische Abrechnung mit «dem Herrn», hier werde die Rede von der Unsterblichkeit der Seele ad absurdum geführt, sprechen zahlreiche Hinweise im Text. Ich lese das Gedicht so als ernsthaftes Ermutigungsgedicht angesichts des Sterbens, das nicht klaglos hingenommen wird, sondern buchstäblich «mit der Faust in der Tasche». Aber der darin angedeutete Protest richtet sich gegen die Krankheit als solche, nicht gegen «den Herrn». Hier geht es tatsächlich darum, im tiefsten Elend zu erfahren «was uns trägt».

Die zweite Versgruppe nimmt erneut ein Motiv aus Psalm 103 auf: «Des Menschen Tage sind wie Gras, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.» (Ps 103,14f.) Das Ziel dieses Bildes verschiebt sich jedoch. In der Bibel leitet es über zu einem Ausblick auf die ewig währende Kraft und Gnade Gottes, hier ist es als vorausblickender Zuspruch konzipiert: «Bedenke, daß du nicht stirbst». Natürlich «schweigen die Spötter» angesichts solchen Zuspruchs, wird man «verlacht», wenn man solche Hoffnung äußert. Aber wer sind denn diese Spötter: Bauchbläher, Fettredner, sekundär gebildete Totengeistverkünder: «Ihr Gott ist ein Gefrierfach». Hiermit wird wohl auf die Leichenhalle angespielt: Für die Spötter ist mit dem Tod alles aus. Sie, die «Aufgeklärten», klar «bei Verstand», vergöttern den Tod.

Gegen solche Positionen wird hier eine Hoffnung auf Unsterblichkeit deutlich, deren Voraussetzung der Glaube an einen lebendigen Gott ist. Auf diesen vorausblickenden Zuspruch folgt in der dritten Versgruppe der rückblickende Bilanzblick: Das Leben, die früheren Wege, muß man sich selbst vergeben. Ein «billiges, dreckiges Schaumstoff-Leben» kann nur an einem Kriterium gemessen werden: Nicht an der Frage, ob es mit den großartigen Lebensentwürfen eines «Jesus», eines «Märtyrers» verglichen werden kann. Vielmehr allein an der Frage, ob es die eigenen Potentiale ausgeschöpft hat, ob es die ureigene Identität erfüllt hat. Scheitern an diesem Anspruch kann und muß sich die Seele selbst verzeihen. Die Grundidee dieser Rückfrage entlehnt sich Ralf Rothmann dabei aus den «Chassidischen Geschichten» des jüdischen Religionsphilosophen *Martin Buber*. Die Schlußverse greifen den anfänglichen Aufruf zum Gotteslob wieder auf. «Lies die verblichene Schrift» mag eine Aufforderung zur Bibellektüre sein. In «die Schrift» können aber durchaus auch andere nun

letztlich relevante Schriften, «Lieder», eingeschlossen sein. So endet das Gedicht mit verblüffend optimistischem Zuspruch: Wenn die Seele den Herrn jetzt ruft, wird ihr hundertfach geantwortet werden!

Ein ungewöhnlicher, unerwarteter Lob-Text, der wie alle diese «Gebete aus Ruinen» von der «Spannung oppositioneller Bilder des Dunklen, Ekelhaften, Obszönen, Banalen auf der einen und des Lichten, Angenehmen, Reinen, Sinnvollen auf der anderen Seite»¹¹ lebt, so *Magda Motté* in einer wohlwollenden Besprechung in der Zeitschrift «Christ in der Gegenwart». Die Haltung des Protest-Atheismus ist hier genauso überwunden wie die Haltung der Gottesanklage angesichts von Leid. Hier wird nicht der – dann eben auch für die Krankheit mitverantwortliche – Schöpfer allen Seins angerufen, sondern allein ein Gott der Erlösung, der letztlich trägt, in dessen Angesicht Unsterblichkeit der Seele erhofft wird. Solche Texte sind umstritten. *Andreas Erb* deutet sie in seinem Aufsatz im «Kritischen Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur» offensichtlich verblüfft und unsicher wie folgt: «Vorstellungen vom Glauben an transzendente Werte werden sarkastisch oder zynisch kommentiert.»¹² *Magda Motté* hingegen sieht in diesen Texten einen Beleg dafür, «dass die Gebetsprache nicht in traditionellen Klischees zu erstarren braucht, sondern durch sprachmächtige Autoren belebt werden kann».¹³ Die Leserurteile werden umstritten bleiben.

Spuren katholischer Prägung

Wahrgenommen wird Ralf Rothmann weiterhin freilich vor allem als Erzähler. Aber seit «Gebet in Ruinen» kommt Religion, kommt ein Nachspüren über konfessionelle Prägung, kommt der Gottesfrage eine neue Bedeutung in seinem Werk zu, die auch zunehmend rezipiert und unterschiedlich gewertet wird. In der Verleihungsurkunde zum Wilhelm-Raabe-Literaturpreis wird Ralf Rothmann bescheinigt, seine «brillante soziale Feinzeichnung» sei «einmalig in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur». Einmalig gerade auch dadurch, daß sie sich «meist untergründig, manchmal auch ins Symbolische gesteigert», mit religiösen Motiven «berühre und durchdringe», so daß noch «das kleinste Detail (...) eine nahezu sakrale Würde»¹⁴ gewinne. Das Religiöse wird also bei Ralf Rothmann nicht nur zum Themenfeld, sondern – wenn man diesen Ausführungen folgt – geradezu zu einem literarischen Stilprinzip. Gott, so der Literaturkritiker *Hubert Winkels* über Ralf Rothmanns Werk, «leuchtet fortan in den sozialen Beziehungen und in der objektiven Dingwelt selbst», Gott ist aus der «vage attraktiven Ferne» ins «Allernächste geraten», ja er «ist geradezu der Name für die stille Aufmerksamkeitsbeziehung zum Unscheinbaren».¹⁵ Vor allem in dieser religiös motivierten Poetologie kann Ralf Rothmann als vielleicht kreativster literarischer Erbe *Heinrich Bölls*¹⁶ gelten. Kaum zufällig, daß Ralf Rothmann 2005 mit dem Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln ausgezeichnet wurde. Ein struktureller Vergleich der Werke *Heinrich Bölls* und Ralf Rothmanns, ihrer Poetologie und ihrer literarischen Darstellung des Katholizismus wäre ein reizvolles Unterfangen, bleibt aber derzeit Desiderat.

Ralf Rothmann selbst beschreibt den von ihm verspürten Auftrag des Schriftstellerdaseins unter der Vorgabe: «Man muss das Vollkommene wollen», schränkt aber ein, daß ihm zur «Verwirklichung dieses Numinosen» nur ein «denkbar unvollkommenes Material zur Verfügung»¹⁷ stehe, die Sprache, die immer menschlich bleibt, und gegen die er programmatisch die mystische Idee der Vollkommenheit der absoluten Stille setzt.

¹¹ Magda Motté, Gebet in Ruinen, in: Christ in der Gegenwart/Bücher der Gegenwart 52 (2000), Heft 10.

¹² Andreas Erb, Ralf Rothmann (Anm. 7), 11.

¹³ Magda Motté, Gebet in Ruinen (Anm. 11)

¹⁴ Text der Verleihungsurkunde, in: Hubert Winkels, Hrsg., Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe. Der Wilhelm-Raabe-Literaturpreis und die Folgen. Göttingen 2005, 163.

¹⁵ Hubert Winkels, Dichter – Schöpfer – Poesie, in: ebd., 8f.

¹⁶ Vgl. Georg Langenhorst, Hrsg., 30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls. Münster/Westf. 2005.

Im Schreiben des «denkbar unvollkommenen Materials» Sprache folgt Ralf Rothmann in den letzten Jahren zwei Hauptlinien. Einerseits wendet er sich in den vielgelobten Bänden «Winter unter Hirschen» (2001) und «Rehe am Meer» (2006) der Form der kürzeren Erzählung zu, in der das Numinose mitten in den Alltag hineinbricht, durch die realistisch erzählten Geschichten hindurchscheint, so daß Realität und Transzendenz ineinander verschwimmen. Wendungen ins Unvorherseh- oder ins Wunderbare¹⁸ heben die Erzählungen aus dem Bereich rein realistischer Schilderungen heraus und bleiben so angesiedelt auf der literarisch so reiz- wie anspruchsvollen «Grenze zwischen dem Profanen und dem Numinosen».¹⁹ Andererseits kehrt Ralf Rothmann erneut in die Schilderung der Jugendzeit zurück, um gerade dem Religiösen dort nun mehr Profil zu geben. Vor allem dem Katholizismus kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Ralf Rothmann beschreibt in literarischer Verkleidung unbefangen und mit kritisch-positiven Wertungen seine religiöse Sozialisation: die Zeit als Meßdiener, der Umgang mit – realistisch geschilderten – Pfarrern, den Ablauf und das Erlebnis von Gottesdienst und Beichte. «Ich bin ja brachial katholisch erzogen worden und war letztlich bis zur Pubertät inbrünstig katholisch», so Ralf Rothmann im oben bereits zitierten Interview. Auf abwertende Distanzierungen wartet man aber auch hier vergeblich. Im Gegenteil: «Schon in der katholischen Kirche mit all dem Gold und dem Glitter und dem Weihrauch-Pomp drängte sich bei mir die Ahnung auf, das Schöne und das Göttliche – irgendwie sind die eins. Für mich gab es da immer eine klare Affinität.»²⁰

«Milch und Kohle» nimmt zunächst nur wenige solche Motive auf. Der Roman schildert die Rückkehr des Schriftstellers Simon in seine Ruhrgebietsheimat anlässlich der Beerdigung der Mutter. Erinnerungen an das Leben dieser Frau, ihre Mühsal, ihre kleinen Ausbruchsversuche prägen die Handlung. In einer Szene wird beschrieben, wie der jugendliche Ich-Erzähler Simon bei der abendlichen Heimkehr die Mutter zu seiner Überraschung lesend vorfindet: «Du liest?» Ihre Antwort: «Nur die Bibel.» Sie liest ihm eine Passage aus dem Buch Jesaja vor, die von Heilung aus tiefstem Leid erzählt. Die Szene schließt mit der Frage: «Ist das wahr, Simon? Sind wir geheilt?» Darauf seine Reaktion: «Ich schüttelte den Kopf.»²¹ Eine andere Szene: Wieder ein Gespräch mit der Mutter, sie erinnert ihn: «Früher, so mit zehn oder elf, wolltest du ins Kloster, zur Priesterausbildung, weißt du noch? Weil dir der Kaplan so gefiel. Immer in Schwarz, immer allein ...»²² Zumindest nicht auszuschließen, daß sich auch hinter dieser Passage ein autobiographischer Reflex verbirgt. Das gilt schließlich ebenfalls für den Schluß des Romans, der den Erzähler nach Japan führt und seine Faszination für den Buddhismus deutlich werden läßt, die auch schon in einigen Gedichten Ralf Rothmanns aus den «Gebeten in Ruinen» erkennbar war. Das im Raum der Fiktion von dem Erzähler Simon verfaßte Buch «Das Studium der Stille» schlägt Brücken zu jener «Vollkommenen Stille», der Ralf Rothmann in der Dankrede zur Verleihung des Max-Frisch-Preises sehnsuchtsvoll gedenkt ...

«Junges Licht» – 2004 erschienen und eben als «Jesus im Ruhrpott» etikettiert – ist vielleicht der Schlüsselroman zum Werk Ralf Rothmanns, dessen Bücher man als «weiterführendes Gesamtwerk» lesen kann, so die Literaturkritikerin Verena Auffermann, als «fortlaufendes Drama», das «von Buch zu Buch»²³ tiefer vordringt. Wieder schildert der Ich-Erzähler Julian eine

¹⁷ Ralf Rothmann, Vollkommene Stille. Rede zur Verleihung des Max Frisch-Preises 2006. Frankfurt/M. 2006, 29.

¹⁸ Völlig außergewöhnlich ist dabei die Aufnahme der Erzählung «Von Mond zu Mond», die als fiktiv-biblische Heilungsgeschichte in der Zeit Jesu spielt, in: Ralf Rothmann, Ein Winter unter Hirschen. Erzählungen. Frankfurt/M. 2001, 87-103. «Gethsemane» ist hingegen eine Transfigurationsgeschichte in unsere Zeit hinein, in: ders., Rehe am Meer. Erzählungen. Frankfurt/M. 2006, 101-113.

¹⁹ Hubert Winkels, Tiere schauen dich an. Ralf Rothmanns Erzählungen «Ein Winter unter Hirschen», in: ders., Gute Zeichen. Deutsche Literatur 1995-2005. Köln 2005, 267-273, hier: 268.

²⁰ Gespräch in: Freitag 31 (Anm. 3).

²¹ Ralf Rothmann, Milch und Kohle. Roman. Frankfurt/M. 2000, 186f.

²² Ebd., 150.

Josef Bruhin, Kuno Füssel, Paul Petzel,
Heinz Robert Schlette (Hg.),

Misere und Rettung

Beiträge zu Theologie, Politik und Kultur
Nikolaus Klein SJ zu Ehren

Wie Rettung angesichts den aktuellen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen gedacht und in die Praxis umgesetzt werden kann, erweist sich als eine «unendliche Aufgabe». Sie betrifft alle Menschen, und sie bestimmt die alltäglichsten Handlungen in gleichem Masse wie jene Taten, die im Rückblick oft als entscheidende Ereignisse der Weltgeschichte bezeichnet werden. Deshalb ist sie universal und kontextuell, unausweichlich und dringlich. Im vorliegenden Sammelband versuchen 38 Autoren unter den Stichworten «Theologie und Kirche», «Philosophie/Politik» und «Literatur/Kunst» Denkmöglichkeiten und Praxisfelder darauf hin zu analysieren, was Rettung verheißt.

374 Seiten, SFr. 48.–, Euro 32.–

ISBN 3-905577-17-8 – im Buchhandel erhältlich

EDITION
EXODUS
ROTSEEHÖHE 4
CH-6006 LUZERN

Rotseehöhe 4, 6006 Luzern
Tel. 0041 (0)41 422 04 63
Fax 0041 (0)41 422 04 62
EditionExodus@bluewin.ch

Phase seines Aufwachsens, hier auf der Grenze von Kindheit zu Jugend. Meßdiener zu sein, war für den katholischen Bub eine Selbstverständlichkeit. Wie folgt schildert er seine erste Beauftragung zum Vorleser im Gottesdienst: «Am nächsten Tag kam ich zu spät in die Sakristei. Alle passenden Gewänder waren weg, und Herr Saale, der Küster, gab mir eins für Erwachsene und ein Gummiband dazu. Man musste es sich um den Bauch binden und alles, was zu lang war an dem roten Talar, darüberraffen. So entstanden drei Lagen Stoff, über die dann noch das weiße Baumwoll- oder Spitzenkleid kam, und ich schwitzte schon, bevor das Hochamt begann. Die anderen saßen auf der langen Bank und spielten Karten. Pfarrer Stürwald sah mich an. Er humpelte, hatte einen richtigen Klumpfuß, der in einem schwarzen Spezialschuh steckte, und im Religionsunterricht schlug er schon mal zu. Wir nannten ihn Pastek. Er streckte einen Finger vor. «Kannst du lesen?» Cremefarben die Robe, und er trug eine Schärpe aus Silberbrokat; doch die Brillengläser waren schmutzig, man konnte Fingerabdrücke und Haarschuppen sehen. (...) Dann schlug er ein ledergebundenes Buch auf, eines der großen, und hielt es mir hin. Sein Daumen war gelb. «Lies mal die Stelle hier. Schön laut.» Ein Text in Fraktur. Die ausgemalte Initiale war so fett gedruckt, dass ich die Motive, Blattgirlanden und kleine Vögel, unter meinen Fingern fühlte. «Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden. Denn siehe, alle Menschen gehören mir; die Väter gehören mir so gut wie die Söhne; jeder, der sündigt, soll sterben.» «Na prima.» Stürwald hustete; sein Atem roch nach Rauch. «Klingt doch gut. Du machst den Lektor. Gib acht, dass du nicht zwei Seiten auf einmal umblätterst; der Goldrand klebt. Und los jetzt, stellt euch auf!»²⁴ Im Vergleich mit der Schilderung von «Pastor Maaßen» aus

²³ Verena Auffermann, Unangemeldeter Besuch. Der Erzähler Ralf Rothmann, in: Hubert Winkels, Hrsg., Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe (Anm. 14), 152.

«Wäldernacht» wird ein anderer Ton deutlich, eine genaue Wiedergabe von Beobachtung, die der satirischen Distanz, der nachträglichen Abwertung nicht mehr bedarf. Hier geht es um die Schilderung von Erfahrung aus der Perspektive des Zwölfjährigen, die als solche bestehen darf, während in «Wäldernacht» der kritisch beobachtende und kommentierende junge Erwachsene den Ton bestimmte. Diese veränderte Perspektive wird erneut deutlich in einer Szene des Romans, «die vielleicht zu den kraftvollsten des Buchs gehört».²⁵ Das soeben biblisch zitierte Motiv der über Generationen hinweg wirksamen Verflechtung von Sünde und Sühne wird nun konkret: Julian, der Ich-Erzähler, will stellvertretend für seinen Vater beichten, um eine von dessen sexuellen Verfehlungen zu sühnen. Eine wunderbar erzählte, literarisch gebrochene, aus Erinnerung nacherzählte Beicht-Szene, die hier nur in wenigen Auszügen dokumentiert werden kann: «Pfarrer Stürwald sah auf die Uhr, als ich in die Kirche kam. Das Kreuz aus Glas, das an zwei Drahtseilen von der Kuppel hing, gleißte regenbogenfarben in dem frühen Licht. «Was ist denn mit dir los?» Er faltete seine Schärpe zusammen. «Kein Zuhause? Es ist zehn vor sieben. Außerdem hast du gar keinen Dienst, oder?» «Nein. Erst Sonntag wieder. Aber ich möchte beichten.» «Heute? Gebeichtet wird am Samstag, Junge.» «Aber vor der Frühmesse doch auch!» «Manchmal. Wenn Leute da sind. Doch du siehst ja alles leer.» «Wieso? Ich bin da!» Er schloss einmal kurz die Augen, seufzte. Dann öffnete er die Tür des halbrunden Beichtstuhls; die Gummidichtung machte ein saugendes Geräusch, als wäre ein Vakuum dahinter. «Also gut, dann komm. Mach schnell.»²⁶ Eher pflichtschuldig und routiniert werden die üblichen Fragen und Veründigungsgebiete beleuchtet, bis Julian zum eigentlichen Anlaß seiner Beichtbitte kommt: «Ich räusperte mich. «Herr Stürwald?» «Ich höre, Junge. Ich höre.» «Ich hätte eine Frage. Oder eher eine Bitte. Ich meine, wo ich doch jetzt meine Sünden bekannt habe – könnte ich nicht auch noch für jemand anderen beichten?» «Du willst was? Für wen?» «Das kann ich nicht sagen.» «Wieso willst du für jemanden beichten? Das tut er doch am besten selbst, oder?» «Er geht aber nicht in die Kirche. Nie.» Der Pfarrer schüttelte den Kopf. «Und du meinst, du kannst so einfach

²⁴ Ralf Rothmann, *Junges Licht*. Roman. Frankfurt/M. 2004, 111.

²⁵ Holger Zaborowski, *Junges Licht*, altes Dunkel oder: Von Erfahrung und Entdeckung der Freiheit. Zu Ralf Rothmanns «Junges Licht», in: Internationale katholische Zeitschrift «Communio» 35 (2006), 518-524, hier: 521.

²⁶ Ralf Rothmann, *Junges Licht* (Anm. 24), 206.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,
Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenecker (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn),
Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2007:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 65.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 52.– / Studierende Euro 40.–

Übrige Länder: Fr. 61.–, Euro 35.– zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842), Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die

Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

... Was hat er denn getan? Kennst du seine Sünden?» «Ja. Ich glaube.» «Und die wären?» Ich holte Atem. «Na ja ... Eigentlich ist er ein guter Mensch. Er schlägt einen nie und gibt einem Geld für Sprudel und so. Aber er war auch unkeusch.» «Woher willst du das wissen? Warst du dabei?» «Ich? Um Gottes willen!»

Er zupfte sich am Ohr. «Also, hör mal zu, mein Junge. Um es kurz zu machen: Kein Mensch kann für einen anderen beichten. Das muss er schon selbst tun. Denn zum Beichten gehört die Reue, wie du weißt. Sonst wäre es ja sinnlos. Und du kannst nicht die Verfehlungen eines anderen bereuen. (...) Nein, Junge. Ganz entschieden: nein. Du kannst für den Betreffenden beten, dass Gott ihm vergibt, ihn auf den rechten Weg führt und so weiter. Aber du kannst nicht seine Sünden bekennen und bereuen. Und ich kann ihm nicht die Absolution erteilen, indem ich dir eine Buße auferlege. Das ist doch absurd! Verstehst du das nicht?» Ich überlegte kurz. Dann schüttelte ich den Kopf. Er fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. (...) «Julian, hör auf jetzt! Ich darf es nicht!» Ein Speicheltröpfchen flog von seiner Lippe, und ich sah das Blitzen der Brille hinter den Maschen. «Du kannst hier doch nicht den ganzen Betrieb aufhalten!» Er hob zwei Finger, machte das Kreuzzeichen. «Ego te absolvo. Zwei Vaterunser und ein Ave-Maria.» «Dank sei Gott!» flüsterte ich und stand auf. (...) Dann ging ich hinaus.»²⁷

In dieser Szene wird wie im ganzen Roman ein Zeitgefühl, eine biographische Phase geschildert, in der die konfessionelle Glaubenspraxis selbstverständliches Element des Alltagslebens ist. Die Beschreibung kommt ohne nachträgliche (Ab-)Wertung aus, lebt aus ihrer Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit. Gewiß ist damit nichts über die heutige Bedeutung der literarisch aufgerufenen Erinnerung ausgesagt. Umgekehrt behält das Beschriebene seinen Wert.

Religion: Stilprinzip und Erfahrungsbereich

Im Blick auf das vorliegende Werk von Ralf Rothmann kann man gewiß festhalten, daß es bei ihm tatsächlich – in diesem Fall mit der perspektivischen Figurenrede übereinstimmend – um weit mehr geht als um «nur neue, aufgeschreckte Religiosität». Religion wird in seinem Werk auf zweierlei Arten literarisch fruchtbar: Zum einen wird das aus der Transzendenz in die Immanenz hineinschimmernde Numinose zum Stilprinzip. Mit den Worten des Literaturkritikers *Hubert Winkels*: Bei Ralf Rothmann findet sich eine ureigene Mischung aus «Transparenz und Unschuld, ein Leuchten der Dinge, das Durchscheinen in ihnen, das sie nach innen öffnet, ohne eine konkrete Botschaft in ihnen aufzurichten».²⁸ Neben diese Stilebene tritt die thematische Anlehnung an biblische Motive, Stoffe, Sprachformen auf der einen sowie die Ausgestaltung von aus der Zeit volksreligiöser Selbstverständlichkeit entlehnter Erinnerung an katholische Glaubensvollzüge auf der anderen Seite.

Gewiß gilt es bei solchen Zuordnungen unbedingt auf allzu kurzschlüssige Vereinnahmung genau so zu verzichten wie auf eine verengende und ausblendende Wahrnehmung, gibt es doch «viele Weisen, Ralf Rothmann zu lesen».²⁹ Den expliziten Antworten der Religion gegenüber bleibt er skeptisch. Platte Affirmation oder Unterordnung unter institutionelle Vorgaben sind nicht Ralf Rothmanns Sache, vielmehr setzt sich auch hier die von ihm fast durchgängig gewählte Spannung von Nähe und Distanz durch. Und der aufgezeigte Motivstrang ist nur ein Element des literarischen Werks Ralf Rothmanns, nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Zudem verbinden sich im Kontext Religion die unterschiedlichen Traditionsstränge christlicher, katholischer, buddhistischer und esoterischer Herkunft. Gerade diese Mischung macht jedoch den Reiz einer spezifisch theologisch-literarischen Lektüre seines Werks aus. Auf Fortsetzungen darf man gespannt sein.

Georg Langenhorst, Augsburg

²⁷ Ebd., 208-211.

²⁸ Hubert Winkels, *Lust und Leere*. Über Ralf Rothmann, in: ders.: *Gute Zeichen* (Anm. 19), 57-69, hier: 68.

²⁹ Ebd., 69.